

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Die Wirklichkeitsfreude der neueren Schweizer Dichtung
Autor: Bleuler-Waser, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575984>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sie meinen Feuilletons, Gedichten und Erzählungen Eingang verschaffen in gute Zeitschriften, vielleicht würde mir durch sie wenigstens eine Pforte geöffnet — die übrigen sollten dann von selbst aufgehen. O, ich bin ein armer Krämer geworden, der seine verschmähte Ware zitternd zu Märkte trägt und selbst Weiber damit zu fangen sucht! Jawohl, solche Wege geht man in unsren stolzen Kreisen, wenn das Gespenst des Hungers lauernd in der Ecke steht.

Noch einmal hab' ich mich geschmückt wie damals, als ich den großen Schritt ins große Leben tat und unter Triumphbogen einzuziehen meinte in die festlich erleuchteten heiligen Hallen des Ruhms, wie damals, als ich davonfuhr nach dem schönen lockenden Berlin. Vor meinem Spiegel stand ich wieder wie dazumal — aber traurige Vergleiche drängten sich mir jetzt auf. Bist du armer, verhärmter Poet mit den bleichen Wangen und den tiefen Augen derselbe noch, der in jenen Herbsttagen blitzen den Blickes und lachenden Mundes in die sonnige Welt hinausstürmte, das Glück zu erobern? Kannst du schmerzzerrissenes Junglingsbild noch Anspruch machen auf das goldene

Borrekt der Jugend, leichten Sinnes das Leben zu meistern und in all dem frischen Sonnenschein des Glücks dich erglühend zu baden? O, diese Augen haben schon zu tief hinabgeblickt in die schluchzende Nacht — sie werden nie mehr hell sein, wie sie es früher gewesen!

Aber meine schönen, schwarzen Locken, über die der Mutter zärtliche Hände sonst so liebevoll strichen, hab' ich doch noch einmal mit stillem Vergnügen betrachtet, in meinen braunen Augen das Feuer der Leidenschaften doch noch einmal brennen sehen, meine von Sorgen, Kampf, Not und Elend gebleichten Wangen doch noch einmal interessant und geheimnisvoll reizend gefunden und mich an der scheidenden Schönheit meines Körpers wehmutsvoll berauscht ... O, wieviel Jugend, Kraft und edle Form, welch harmonischer Ausdruck und — so wenig echter Gehalt! Ist denn ein Mensch nicht bettelarm, der an allem verzweifeln muß, was er zu besitzen glaubte, und dem nur die seelenlose Schönheit des Fleisches bleibt? — In dieser selbstvernichtenden Stimmung ging ich zur Frau Professor.

(Fortsetzung folgt).

Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizer Dichtung.

In dieser seiner Dresdner Antrittsvorlesung*) wirft Professor Dr. Oskar Walzel einen grüßenden Blick hinüber in das alte Land deutscher Kultur, wo er zehn Jahre lang als Literaturlehrer der Universität Bern reiche, dankbar aufgenommene Saat gestreut. Dem Realismus der Schweiz, der ihn selber aus weltfremdem romantischen Neigungen in lebensfröhle Wirklichkeit zurückgeführt hat, widmet er seine Arbeit, die aus dem großen Gebiete allerdings nur ein besonderes Problem hervorhebt, die Frage, ob gewisse Stoffe von vornherein unkünstlerisch seien.

An der Steigerung des Wirklichkeitsgehaltes deutscher Dichtung, der, nach der Romantik einsetzend, in Keller, Hebbel, Ludwig, Reuter einen Höhepunkt erreicht und im Naturalismus der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts seinen krassen Ausdruck sucht, haben die Schweizer einen hervorragenden Anteil. Schon in früheren Epochen (Minnesang, Entwicklungsgeschichte des Dramas), besonders deutlich aber in den Anfängen der neuen Literatur zu Beginn des achzehnten Jahrhunderts zeigt der Schweizer seine ihm eigentümliche Vorliebe für die Darstellung der Wirklichkeit. Haller, der Beobachter durch Anlage und Beruf, entdeckt als Dichter die Schönheit der Alpen, schildert die auspruchlos naturbedingte Lebensweise ihrer Bewohner, die er in satirisch-elegischer Stimmung der prunkvollen Ueberkultur seiner Epoche vor Augen hält. Sogar vor der Darstellung der Käsebereitung scheuen die schwungvollen Alegan-driner nicht zurück, ermutigt allerdings durch klassische Vorbilder. Die Wirklichkeitsfreude der Schweizer erstarlt an der Schilderung des Bauernlebens, die, von da an nicht mehr fallen gelassen, eine Zeit lang allerdings durch die sentimental-schäferlichen Salomon Gehrners wieder auf phantastische Bahnen abgelenkt wird. Bei einer weitern Ausführung seines Themas hätte Walzel wohl darauf hingewiesen, daß auch Salomon Gehrner — seinem ganzen Wesen nach keineswegs ätherisch, sondern recht erdenhaftig heiterer Natur — hie und da gar nicht übel Lust zeigte, aus dem zarten Himmelsgewölfe der Schäferidyllen in die Gerüche des Kuhstalls hinabzusteigen. In der Schweiz, sagt Gehrner selbst, dürfte man dies viel eher wagen als in den monarchischen Ländern, wo die Landleute zu Sklaven erniedrigt würden: „Ich getraute mir, auf unsren Alpen Hirten zu finden, wie Theokrit zu seiner Zeit, denen man wenig nehmen und wenig leihen dürfte, um sie zur Eloge zu bilben.“ Das In-

*) Selber gedruckt erschienen: Stuttgart und Berlin, S. C.otta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1908. Mt. 1, 20.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.
teresse für die Landwirtschaft wird gestärkt durch die nationalökonomische Theorie der die Erde und ihre Bebauung als einzige Reichtumsquelle preisenden Physiokraten. Ihr Einfluß verrät sich in dem physiokratischen Kompendium Hans Caspar Hirzel's: „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers“. Mit Rousseau'schem Enthusiasmus und aufläuterischem Raisonnement geschildert, erstrebt das Bild, das nach einem wirklichen Modell, dem Wermetschwiler Bauer Jakob Guyer, gezeichnet ist, doch eine gewisse Wahrheit des Lebens. — Tiefer und reicher aber, als eine wissenschaftliche Doctrin dies jemals vermag, scheint mir jene Zeit befruchtet durch die suggestive Macht der Rousseau-Stimmung, in der wohl auch der Physiokratismus seine tiefste Wurzel besitzt. Die Naturschwärmerei des großen Gefülsverweckers Rousseau wurde erdenfesten Persönlichkeiten ganz von selber zum Naturstudium; die Naturmenschen: Kinder, Landleute werden Gegenstand liebenvoller Beobachtung. So z. B. in dem weltberühmten Erziehungsbuch des Rousseaujüngers Pestalozzi, der mit dichterischer Kraft der Veranschaulichung in die traurige Wirklichkeit vorrevolutionären Bauernelends hinableuchtete. Das Interesse für die „Kleinen und Geringen“, ohne das wir uns die moderne Literatur gar nicht denken können, ist ein wichtiger Bestandteil jener mächtigen Menschenfreude, die im Sturm und Drang des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts unsere ganze Kultur verjüngte. Kein Wunder, daß der Wirklichkeits Sinn erstarkte, da sein interessantestes Objekt, der Mensch selber, eben damals, befreit von den letzten Persönlichkeitsfesseln des Mittelalters, gleichsam neu entdeckt wurde. Wie selig und frisch verliebt man damals in einander war, beweisen ja alle persönlichen Zeugnisse jener Zeit. Wie hätte dieser Unterstrom erlöster Gefühle nicht zu allererst die Schiffe der Dichtung, der Menschendarstellungskunst, heben und flott machen sollen! Daran dürfte eine weiter ausgeführte Behandlung des vorliegenden Themas kaum vorübergehen und würde dann wohl auch jenes Schweizers nicht vergessen, der die Reizung und Fähigkeit des Individualisierens im größten poetischen Genie der Zeit, in Goethe, mächtig geweckt und gehärtet hat: des Physiognomikers Joh. Caspar Lavater. — Es wurde das Personal der Dichtung damals unter lebhafter Aufsicht der Schweizer in demokratischem Sinne erweitert, nicht nur Kind und Bauer, sondern sogar Verbrecher und armer Teufel wurden als Darstellungsobjekte aufgenommen. Auch eine wirkliche Autobiographie aus dunkelstem Milieu, diejenige Ulrich

Bräkers, des armen Mannes im Tockenburg, fand viele Leser in all ihrer treuerzigen, aber keineswegs salonfähigen, nicht einmal stubenreinen Wahrhaftigkeit. Immerhin setzten sich dem Durchdringen des Realismus in der Literatur noch viele Gefühls- und Verstandeshindernisse entgegen, wie z. B. Ulrich Hegner erfahren musste, als er seiner die modernsten Zeittreignisse spiegelnden Erzählung „Saly's Revolutionstage“ einen Holzhaider zum Helden gab, gegen dessen allzuherben Beruf und bärtschigen Namen die gelehrteten Freunde des Autors allerlei zartfühlende Einwendungen machten. Und doch ist Saly noch ein recht salonfähiger Bauer, kein bloßes Tugend- und Aufklärungsmuster mehr wie der Held Hirzels, aber doch noch eher nach Philosophie, als nach dem Stalle riechend. — Auf dem Gebiet volkstümlich idyllischer Kleindichtung ward dieser Widerstand aufs liebenswürdigste besiegt durch J. P. Hebels „anmutige Verbauerung des Weltalls“. Und vollends Gotthelfs mächtige Begabung, sein großer epischer Stil reizt auch den wirklichkeitserfahrenen Leser mitten hinein ins volle Menschen-, ins Bauernleben seiner Zeit und seiner Heimat, die wir unter Gotthelfs Führung durch und durch kennen lernen, vom Sonnenschein der grünen Bergalden bis hinab in die Schatten der Täler, von der Staatsstube des behäbigen Hoses bis hinaus in den hintersten Stallwinkel. Mit derselben behaglichen Anschaulichkeit, wie Homer das heroische Zeitalter der Griechen, zeichnet uns Gotthelf das Leben und Lassen seiner Berner Bauern, wie sie sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit allerlei Wandel der Verhältnisse, mit Auswanderernot, Verarmung der Kleinbauern und Pächter, Wechsel der Industrie und des Bodenbaues abfinden. — Die Gabe, uns alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Stimmung mitgenießen zu lassen, wie Gottfried Keller sie an Gotthelf so sehr bewundert, ist auch ihm selber eigen. Aber nicht mehr nur Bauernleben, die ganze Welt des gebildeten Menschen wird Kellers Gegenstand. „Nicht mehr handelt es sich ihm darum, die bare Wirklichkeit in die Dichtung aufzunehmen. Aus dieser Wirklichkeit erwachsen ihm neue künstlerische Vorstellungen. Die Tatsachenfreude eines Gotthelf eignet auch ihm; aber sein Genius kleidet die Tatsachen des Lebens in ein neues poetisches Gewand.“ So konnte Keller jener Klage eines alternden Romaniters, daß mit Dampfwagen und Luftschiff die Poesie von der Erde entfliehe, frohgemut erwidern:

„Die Poesie ist angeboren,

Und sie erkennt kein Dort und Hier . . .“, auch kein Chemals und Jetzt in dem Sinne, daß das Vergangene poetisch, das Moderne prosaisch zu sein brauchte. Wäre er wirklich so unwert poetischer Verherrlichung, der wunderbare Sieg menschlichen Intellektes über die Natur? Gottfried Keller sieht die Elemente

„. . . leuchend glühn und sprühen,
Stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
Indes das Menschenkind zu blühen
Und singen wieder Muße hat.“

Indem Keller die ihm von Feuerbach und Henle übermittelten Kenntnisse der Naturwissenschaft mit den Augen des Dichters schaut, findet er auch hier jene echten aller schönsten Symbole, „die in Wirklichkeit und ohne Auslegerei die Sache selbst sind und nicht etwa darüber schwimmen wie die Fetteaugen über einer Waffersuppe“. Mir scheint, die Fähigkeit, solche Symbole zu gewinnen — sie sei es eben gerade, die den großen Dichter ausmacht.

Folgte Walzel bis dahin der Entwicklungslinie des schweizerischen Realismus überhaupt, die sich zunächst am deutlichsten in der Darstellung des Bauernlebens aufzeigen läßt, so begnügt er

sich im folgenden damit, das Auftauchen der speziell technischen Probleme, Dampfschiff, Eisenbahn, in der deutschen Literatur seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu beobachten. Kurz vor dessen Ende trifft er als erste im deutschen Sprachgebiet zwei Schweizer, die es wagen, „moderne technische Fragen zum Ausgangspunkt seelischer Konflikte zu erheben und umfängliche Gegentwärtsdichtungen auf solcher Voraussetzung zu begründen“. Walter Siegfried zeigt 1897, wie „um der Heimat willen“ ein Sohn seines Landes zum Verbrecher wird, weil er sich auf keinem andern als unrechtmäßigem Wege die ersehnten Mittel verschaffen kann, den zuerst aussichtslos geglaubten Kampf mit den verheerenden Hochslüten aufzunehmen. Und in J. C. Heers „An heiligen Wassern“ (1898) wird geschildert, wie der lebenspendende Quell, dem das Land seine Fruchtbarkeit verdankt, endlich in sicherer Leitung zu Tal geführt wird, bezwungen durch den Sohn eines jener Märtyrer der Heimat, die früher bei der Festigung der „Kämmel“ am Gleithorbrück zu Tode gestürzt waren. Die kühnste Verknüpfung von Technik und Poesie aber findet Walzel im „Olympischen Frühling“ Spitteler's, der mit der Souveränität des echten Dichters die innern wie die äußern Erlebnisse moderner Menschheit samt Eisenbahn, Luftschiff und Fahrrad in den Olymp des Zeus und der Hera — nein, in seinen eigenen neu geschaffenen Olymp hinaufversetzt.

Eine Fülle neuen Stoffes verdanke die Kunst diesem Realismus, dessen Betrachtung der Verfasser in den echtesten Sang der schweizerischen Wirklichkeitsfreude, Gottfried Kellers „Augen, meine lieben Fensterlein“ ausklingen läßt.

Die Frage freilich, aus welchem Urquell sich gerade in der Schweiz solche Wirklichkeitsfreude entwickeln mußte, wird beiseite gelassen. Sie gehört ja auch nicht zu denen, die sich jemals wie ein Rechenexamplel schwarz auf weiß lösen lassen. Eher schon weiß auf blau — sage ich mir, während meine Blicke den feinen Silberlinien am Horizonte des Alpentales folgen,



Die Walze.

Maria La Roche. Pirna. Steinbruck.

wo ich diese Zeilen schreibe. Wie der Moosboden eines wohl eingebauten Vogelnetzes liegt es da in seinem samtenen Grün! Menschen, die in solchen Tälern daheim sind, wie können sie etwas anders empfinden als: „Dahinein bist du gesetzt! Da kennst dich aus, da schaff, was du kannst!“ Und da taucht mir auch schon als Gegensatz zu dieser heitern Geschlossenheit jene Stimmung auf, die mich immer in weiten Ebenen überkam: ein Gefühl des Schauflösens der Gedanken, ja der ganzen Persönlichkeit, schwermüttigen Schweißens in unendliche Weiten, jener romantische Reiz, der Gottfried Keller am Tegelsee umspann:

„Aber auf dem trägen Flusse
Fahren stille Wendenschiffe,
Durch die Wipfel in die Ferne
Gilden sonnige Segel ziehn . . .“

In der Ebene herum zerstreute Ortschaften, wie zufällig aus der Schürze jenes Riesenkindes verloren, lassen mich stets mit einer gewissen Befriedigung meiner wohlaufgestellten Vaterstadt gedenken. Denn würde wohl je ein vom Uetliberg Heraus schauender auf den Einsfall kommen, daß Zürich anderswohin

gebaut sein könnte als gerade dort an den Ausfluß des Sees, eingebettet zwischen seine zwei grünen Berge? Und ja selbstverständlich liegen die meisten Schweizerstädte. Wer sich aber Leipzig aus der Vogelperspektive befiehlt oder Mainland, wie sollte es den nicht gelüsten, diele scheinbar so zufälligen Geschichten abwechselungsweise einmal links oder rechts zu verschieben? Ich meine nun, die sichere Begrenzung des optischen Horizonts der Schweizer könnte auch im Psychischen etwas Ähnliches hervorbringen: den fest aufs Nächste gerichteten zähen Willen, die Freude, dieses angestammte, voll überschaubare Wirkungsfeld ganz auszuschöpfen, auszufüllen. Eine solche Eigentümlichkeit hätte sich natürlich kaum je so herauswachsen können, wenn sie nicht von den alten bodenständigen Bauerninstinkten unseres Volkes geährt würde. Das ist der Grund, aus dem auch unsere Poesie emporblüht, der ihr den würzigen Erdgeschmack verleiht. Bekennen sich doch alle unsere Dichter, jeder in seiner Art, laut oder leise, zu dem alten wirklichkeitsstolzen und frohen Spruche Notkers: „Hier bekenno ich mich, hier bin ich heime, hinnan bin ich purtig, hier sol ich gestaton.“

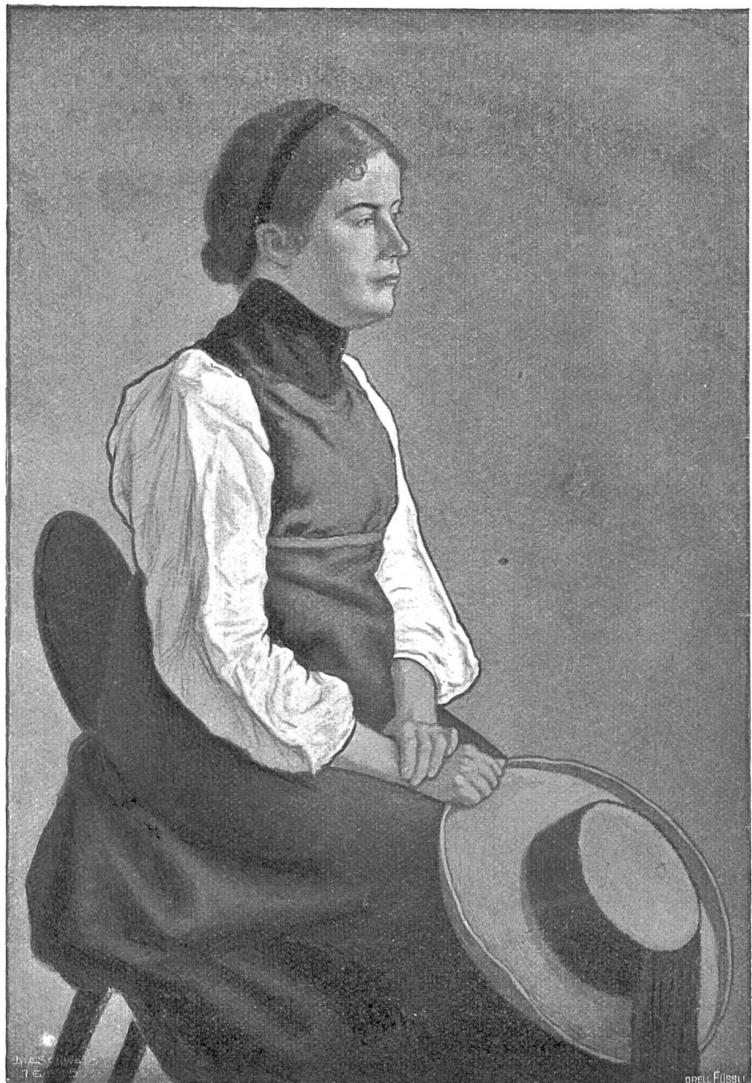
Dr. Hedwig Bleuler-Waser, Zürich.

Goethe - Reminiszenzen.

Von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Fortsetzung)

Nachdruck (ohne Quellenangabe)
verboten.



Die Walze.

Rudolf Münger. Aus dem Oberhäusern. Steindruck.

Schon 1809, als nach Napoleons Unglück in Spanien sich Österreich erhob und bei Aspern einen rühmlichen Sieg erfocht, blieb Goethe eifrig neutral, da er von der für Andreas Hofer und die Tiroler begeisterten Bettina Arnim mit Briefen bestürmt wurde; er wagte es nicht, die beiden gefährlichen Namen auszusprechen. Und nun, da der große Wendepunkt eingetreten war, 1813, schrieb er während der drei Leipziger Schlachtage einen Epilog zu Eszer; er verbannte also seine Seele aus dem Herzen Deutschlands nach Großbritannien und an den Hof der Elisabeth. Die Tagebuchnotizen lauten wörtlich:

9. Oktober: „Unruhige Nacht wegen Annäherung der Österreicher. Giliger Abzug der Franzosen.“

12. Okt.: „Hänschen geh und sieh dich um!“

16. Okt.: „Nachricht von der Einnahme von Leipzig.“

18. Okt.: „Schädellehre, Gil Blas.“

19. Okt.: „Nachts zwischen 12—1 Uhr der Gesandte gefangen. Epilog.“

20. Okt.: „Franzosen früh 5 in Weimar. Epilog zu Eszer beendigt.“

21. Okt.: „In der Nacht Kasaken. Unruhiger Tag. Epilog mit Niemer durchgangen.“

22. Okt.: „Kurz vor Tafel Ueberfall der Franzosen.“

27. Dez.: „Mittag bei Hofe. Neben der Hoheit!“

Schüchtern fügt er den vertraulichsten Briefen etwa Notizen bei, wie: „Von diesen Dingen sagt ihr nur den Vertrautesten“ (an seine Frau). „Es hält schwer, das Gemüt über das Allgemeine, was die Welt drückt, zu beruhigen“ (an Belter).

Am Tage der Schlacht von Waterloo schrieb er (in Wiesbaden): „Uebrigens leben wir hier im tiefsten Frieden und hören von nichts als von hohen Verbindungen.“ (7. Juni): „Im Kursaal kostet die Portion Salm 30 Kreuzer.“

14. April 1816: „Es ist der erste Frühling, den man seit langer Zeit ohne Grauen und Schrecken herankommen sieht.“